Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 23

Artikel: Bilder aus Venedig

Autor: Kehrli, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638110

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sonntagmorgen-Spaziergang lohnt sich, zumal wenn man eine herzwarme und kluge Predigt und einen gut studierten Musikvortrag miterleben kann, wie das dem Schreiber dieser Zeilen am Pfingstsonntag zuteil geworden ist. — A. S.

Bilder aus Venedig.

Von Dr. Otto Kehrli.

Auf dem Markusplatz.

Tagsüber: Wenn Sie die Neuangekommenen kennen lernen wollen und womöglich zu diesen selber gehören, dann gehen Sie auf den Markusplatz. Dort finden Sie sie bestimmt. Und ihre Beschäftigung ist immer dieselbe. Die Tauben werden gefüttert, von groß und klein, von Mager und von München. Wohl steht in vielen Reiseschilderungen zu lesen, das Taubenfüttern auf dem Markusplatz in Venedig sei ein blöder Rummel. Ich sehe nicht ein, weshalb es das sein soll. Man füttere die kleinen, traulichen Dingerchen nur selbst, und man muß schon ein arger Griesgram sein, um dabei nicht seine helle Freude zu haben. Und warum nicht auch knipsen und geknipst werden! Die Daheimgebliebenen kriegen den denkbar besten Eindruck vom Wohlergehen ihrer Italienfahrer, und es ist doch auch schön, die Bildchen für später aufzuheben, damit die Enkel einmal wissen: Großvater und Großmutter haben auch einmal die Tauben gefüttert in Venedig auf dem Markusplatz. Ein bißchen Philisterhaftigkeit tut doch unserer Zeit not.

„Die lieben, reizenden Täubchen", heißt es immer wieder. Das stimmt nicht ganz. Arg futterneidig sind sie, trotzdem sie den ganzen Tag nach Maiskörnern picken. Man muß nur zwei oder drei dieser Tierchen auf den Arm und die Hand geflogen bekommen, da erlebt man es rasch einmal, wie sie sich nach dem Grundsatz „Alles mein" mit spitzem Schnabel bearbeiten. Schauen wir näher zu, so sehen wir denn bald recht fette Tauben neben dünn geratenen.

Was sonst noch auf dem Markusplatz zu sehen ist?

Das habe ich still in mich aufgenommen und hüte mich, nachzuerzählen, was andere so gut zu Papier gebracht haben. Ich danke ihnen bloß: Goethe, Gregorovius, Ruskin. Auch Scheffler und Widmann seien nicht vergessen.

Nachts: Fast jeden Abend ist Konzert der Banda communale oder einer andern Kapelle. Heute auf dem Platz selbst, morgen auf der Piazetta daneben. Tausende hören zu, aber wir empfinden die Menge nicht, denn der Platz, dieser Gewaltige, schluckt weit größere Massen. Bis weit in den Platz hinein sind die runden Tischchen der Kaffeehäuser aufgestellt, besetzt mit Fremden. Die Einheimischen begnügen sich meist mit einem Stehplatz, denn an diesen Tischchen zu sitzen ist sündhaft teuer und langweilig. Um Albions und Germaniens Flor zu bewundern, sind wir doch nicht hierher gekommen. Die schönen Abendtoiletten, die nach dem „Dinner" noch für einen Augenblick spazieren geführt werden, können wir beim Herumbummeln besser betrachten und ihre Trägerinnen nach Gebühr bewundern. Weit mehr fesseln uns aber die Einheimischen selbst, soweit sie sich dort zeigen. Der Musik leidenschaftlich ergeben, hören sie mit Begeisterung und Geduld die hinreißend gespielten Stücke an, die schicken Mädelchen und ihre Verehrer. Ruhig verhalten sich nur die ältern Semester. Das Jungvolk promeniert auf und ab, so daß bald der schönste Corso im Gang ist, der sich mit Vorliebe dann in die enge, prächtig erleuchtete Merceria, die Geschäftsstraße, verzieht. Welche Gelegenheiten, sich kennen zu lernen, zu tändeln! Ein Thema für einen Doktoranden der Nationalökonomie: Der Einfluß des Corso auf die Heiratsmöglichkeiten eines jungen Mädchens. Ich trete das Thema frei ab, die wissenschaftliche Formulierung allerdings dem Bearbeiter überlassend!

Doch was sehen wir da! Mit zerschlissenen Kleidern windet sich geschickt ein älterer Mann zwischen den Leuten durch, den Blick streng auf den Boden gerichtet. Da, dort bückt er sich. Er sucht nach Zigarettenresten, die er gierig aufhebt und in die Tasche verschwinden läßt. Ob diese Reste als Kautabak irgendwo wieder auferstehen oder dem Mann selbst Gelegenheit zu dem ihm sonst unzugänglichen Rauch- und Brandopfern gibt, wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß das Rauchen in Italien zu den teuren Genüssen gehört.

Unter einem der großen Kandelaber sitzt eine Mutter, ihr Kleinstes im Schoße. Es schläft. Schon schlägt die zehnte Abendstunde. Da naht sich ein Polizist, schickt die Mutter mit sanfter Ermahnung nach Hause, das Kind gehöre ins Bett. Ja, Ordnung herrscht im heutigen Italien, das sehen wir auch sonst auf Schritt und Tritt.

Gondola, gondola, Signore!

Wer kann dem Ruf widerstehen! Das Gondelfahren gehört zu Venedig wie das Taubenfüttern auf dem Markusplatz. Man glaube ja nicht, daß es in der Lagunenstadt ohne Gondeln kein Vorwärtskommen gebe. Wer sich auch nur mäßig auskennt und da und dort den Stadtplan zurate zieht, der kann von einem Ende der Stadt zum andern gelangen, ohne eine Gondel zu benützen. Hat man es eilig, so haben ohnehin die flinken Dampfbootchen, die Vaporini, den Vorzug. Sie sind das Beförderungsmittel für die Venezianer selbst und sehr billig. Aber Venedig ohne Gondelfahren; das wäre Selbstbetrug, denn nirgendwo sonst läßt sich auf diesen stattlich schönen Gondeln fahren.

„Gondola, gondola, söne Gondel, Err, Serenata auf Gran Canal, Carmen, Santa Lucia!" So tönt es schon wieder von einer andern Ecke, immer eindringlicher. Also steigen wir ein! Fünfzehn Lire die Stunde haben wir abgemacht, so schreibt es auch der Tarif für eine „Mondscheinfahrt" vor. Schon steht der dienstfertige Rampino bereit und hilft uns einsteigen. Diese ziemlich überflüssige Hilfeleistung ist ein Vorrecht der Männer, die bei den Gondeln stehen und sich damit ein kleines Trinkgeld verdienen wollen.

„Wohin die Fahrt, Signore?" Also auf zur Serenata an den Gran Canal. Schon rudert der Bootsmann los, ein artiger Mann, der auf die mehr oder minder intelligenten Fragen, die wir stellen, bereitwillig Auskunft gibt.

„A-oèl", ruft er laut und melodisch in die dunkle Nacht hinaus. Unser Gondoliere will in einen Seitenkanal einbiegen. Mit seinem Ruf will er die von der Gegenseite herannahenden Fahrzeuge warnen. „Sia stati", tönt es entgegen. Halt an und weiche nach rechts aus, bedeutet der Ruf, ich habe den Vortritt. So regelt sich der Verkehr ohne Hupen und Lärm. Ich muß sagen, diese Zurufe haben mich am meisten gepackt, ein Stück Mittelalter ist hier noch lebendig, denn diese Rufe sind seit unvordenklicher Zeit dieselben.

In der Tat, auf dem Gran Canal können wir eine Serenata anhören. Reichlich Mache zwar. Auf einem Boot wird gesungen. Auf Bestellung hin natürlich. Wir haben rasch genug und lassen uns zurückgleiten, dem Rialto zu. Unser Gondoliere führt uns auf dem kürzesten Weg dorthin, durch die engen, nicht immer herrlich duftenden Kanäle und Kanälchen, an stolzen Palästen und ehrsamen Bürgerhäusern vorbei. Wieder ertönen seine Rufe: „Sia premi — Sia di lungo — A-oèl..."

Wann werden wir sie wieder hören?

Am Rialto.

Gar oft sind wir am Fuße dieser Brücke gesessen, bei Tag und in der Nacht. Den Gran Canal in einem kühnen Bogen überspannend, vermittelt sie den Verkehr zwischen den zwei wichtigsten Stadtteilen. Wer zu Fuß vom einen zum andern gehen will, muß über den Rialto. Kein Wunder, wenn sich dort ein lebhafter Verkehr abspielt, und es für ein offenes Auge viel zu sehen und zu erleben gibt. Das Bild einer belebten Theaterszene drängt sich auf. Ein Kommen und Gehen, ohn Unterlaß. Wenig Fremde, dafür um so

mehr Volk. Bettler und Damen, Hausväter, Mütter und Kinder. Gemächlich unsern Espresso schlürfend schauen wir zu. Wilde Grammophonmusik lärmt. Anderswo eine Beleidigung für das Ohr, hier gehört es zur Szene. Zu Carusos Klängen und zu den Koloraturen der Galli Gurci mischen sich die Rufe der Zeitungsverkäufer. Ein Caramel- und Crocantsverkäufer weiß sich mit nicht minder lauter Stimme bemerkbar zu machen. Plötzlich durchdringende Schreie von der Brücke her. Alles springt dorthin. Eine Frau wälzt sich am Boden und schreit und schreit, wie wenn der jüngste Tag hereinbräche. Sie hat ihr Kind im Getümmel verloren. Und wahrhaftig! Ihr Schreien hilft. Das Kind findet seine Mutter wieder. Laut schluchzend drückt sie es an ihr Herz. —

„Caldi, caldi", tönt es gleich von einer andern Seite. Hat da einer einen Stand errichtet, an dem seine Frau Küchlein schmort. Ganz heiß, ganz heiß seien sie, caldi, caldi ruft er rasch hintereinander und findet seine Abnehmer.

Wer das Volksleben studieren will, gehe an den Rialto.

Auf dem Markte.

Markterlebnisse gibt es in jeder Stadt. Aber in jeder Stadt sind es andere. Nahe bei der Rialtobrücke ist der Obst- und Gemüsemarkt. Von weit her fahren die Bauern ihre Ware auf großen Kähnen dorthin, von den Händlern erwartet. Das Herz lacht einem bei dem Anblick all der herrlich schönen Früchte und des saubern Gemüses. Die Pfirsiche, die samtenen sind in runden Körben zu kleinen Pyramiden aufgeschichtet. Ein Künstler könnte sie nicht schöner herrichten. Fünzig Centesimi das Kilo bei der Abnahme eines ganzen Korbes. Das sind dreizehn Rappen in unserem Gelde. Gehen wir gleich daneben an einen Stand, wo Früchte in kleinen Mengen verkauft werden, so haben wir bereits das Dreifache zu bezahlen, und bis zum Markusplatz hinunter das Vier- bis Sechsfache.

Meine Gefährtin gerät in helles Entzücken ob all dem schönen Gemüse. „Aber wir haben ja auch schönes Gemüse zu Hause", tröstet sie sich.

Auf dem Kleinmarkt fällt das saubere Auslegen von Früchten und Gemüsen angenehm auf. Die Körbe sind auf Gestellen, so daß der Inhalt aus der Nähe geprüft werden kann. Die Preise sind alle angeschrieben. Das ist strenge Vorschrift und schließt Ueberforderungen und ein Markten aus. —

Angelockt vom Ungewohnten, kosten wir für wenig Geld eine Schnitte Wassermelone. Sie saftet stark und löscht aufs angenehmste den Durst. Ein Gefühl der Leere und der Wässerigkeit bleibt aber zurück. Wir haben keine Wassermelonen mehr gegessen. Dazu braucht es wohl den geeichten Magen der für solche Genüsse gewöhnten Landesbewohner.

Arbeiter kommen und gehen. Wir beobachten einen, der sich für einige Centesimi Abfallkäse kauft. Brot dazu und eine Schnitte Wassermelone. Der Mann ist zufrieden. Wer weiß, ob er mit seinem bescheidenen Male nicht seine Centesimi sparen will, um sich bald einen Hausrat kaufen zu können. Der Italiener ist ja bekannt als guter Sparer und mäßiger Trinker.

Am Lido.

Als wir dem Lido zufuhren, da konnte ich mich nicht freimachen von literarischen Erinnerungen. Ein unpassender Augenblick, denn Lido und Literatur sind heute zwei Begriffe, die sich kaum zusammenfinden. Immerhin! Vom Lido aus, dieser langgestreckten, Venedig vorgelagerten Insel, hat Goethe auf seiner Flucht nach Italien, 38jährig, zum erstenmal das Meer gesehen und erlebt. „Das Meer ist doch ein großer Anblick!" schrieb er, ein schlichtes Wort auf ein großes Erlebnis.

„Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch: es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen." Das sind Goethes Worte, geschrieben im Jahre 1786.

1930: Wir steigen aus. Ein Dampfboot hat uns hingebracht. Am Lande wartende Straßenbahnen, Autos, Fiaker. Das fällt auf, nachdem von all dem in Venedig nichts zu sehen ist. Wir gehen quer über die Zunge, auf guter, gepflasterter Straße. Links, rechts, Hotels, Cafés, alles was zum 20. Jahrhundert gehört. Langsam schlendern wir dahin. Die Gegenwart verdrängt alles Literarische und führt zum Losungswort: Die Mode auf dem Lido. Es ist ja bekannt: Seit 30, 40 Jahren ist der Lido der Badestrand von Venedig; geworden ist daraus eines der elegantesten Meerbäder, wo sich der Luxus ein Stelldichein gibt, tonangebend in der Mode, soweit nicht Paris diktiert. „Alles im Pyjama" ist heute das Losungswort. Tatsächlich, „sie", „er", alle im Pyjama. Was sonst der Stille der Schlafräume angehört und schroff zugeschlagene Türen kosten würde, wenn ein unbefugter Blick eindringen wollte, ist hier alles der breiten Oeffentlichkeit anheimgegeben. Es ist nicht übertrieben, wenn es heißt: Man geht im Pyjama zum Bade, man frühstückt im Pyjama, man spielt im Pyjama, man flirtet im Pyjama, alles im Pyjama!

Am Ende der Landzunge angelangt und hungrig, nun das Meer zu sehen, versperrt ein großmächtiger Bau den Blick ins Weite. Ein Restaurant, das zu den Bädern führt und in das man sich den Eintritt erkaufen muß, um zum Meer gelangen zu können. Wir tun es, geben uns dankbar und freudig hin, dem Spiel der Wellen, dem Nahen und Zerfließen der Wogen...

„Das Meer ist doch ein großer Anblick." Goethe hat gesiegt.

Der Engelwirt. 7

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Agathe setzte sich sofort wieder und weinte, ihre Leute fluchten und ballten die Fäuste, der Engelwirt stand erst starr da, setzte sich dann langsam, sah aber gebannt hinaus, als könnte noch Schlimmeres geschehen, wenn er sich abwendete, die Schmarotzer schimpften, aßen und tranken durcheinander mit krampfhafter Hast.

Als die Musik endlich schwieg, trank der Engelwirt eins und sagte: „Freilich, ewig können sie auch nicht so fortspielen!" Dann lachte er gezwungen und gell und rief nach einer Pause: „Wirt, traget einmal den kaiben Musikanten drei Schoppen Neuen 'nüber, wir ließen schön danken für das Ständlein und sie könnten's!"

Er sagte es ganz trocken und blieb ernst, indes die andern lachten und der Wirt kopfschüttelnd mit dem Wein ging. Aber während er noch draußen war, ertönte dort ein Hohngelächter, und dann hub das Heulen und Kratzen und Schmettern mit erneuter Inbrunst an:

„Du bist verrückt, mein Kind —"

Der Wirt kam mit den drei vollen Schoppengläsern zurück und brummte: „Hätt's vorher sagen können: Die haben keinen Durst."

Der Engelwirt war blaß und sagte nichts. Wider Willen horchte er der scheußlichen Musik; aber er hörte nicht mehr die Töne, sondern nur die Worte:

„Du bist verrückt, mein Kind,
Du mußt nach Berlin!
Wo die Verrückten sind,
Dort mußt du hin!"

und immer nur diese Worte gellten und höhnten ihm ins Ohr. Da ging seine Widerstandskraft aus, er sprang auf, ging hinunter, zog den Schimmel aus dem Stall, führte ihn ohne aufzuschauen zum Wagen, der am Haus stand, tat, als hörte er die Musik nicht, und sah nicht, wie hinter den